



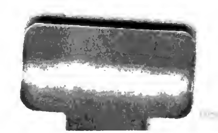

# An alle Frontsoldaten

Von
einem Frontsoldaten

AUGUST SCHERL G·M·B·H BERLIN







# An alle Frontsoldaten

Von

**Dr. Curt Eckhardt**

Assessor




*Flugschriften des „Tag" Nr. 10*

Druck und Verlag von August Scherl G.m.b.H.
Berlin

1 Teil:
Wie es nicht gekommen ist.

2. Teil:
Wie es gekommen ist.

3. Teil:
Wie es anders kommen kann.

---

Motto:
„Bekenntnis wird Schuld und Reue enden,
Erkenntnis in Sinn die Torheit wenden".
(Aus Parzival).

## 1. Teil.

# Wie es nicht gekommen ist.

Nacht ist es für das deutsche Volk geworden; um uns, vor uns, hinter uns. Da täuscht auch das raffinierteste Betäubungsmittel nicht drüber hinweg. Millionen denkende Mitbürger empfinden dieses Schicksals ganze Schwere bereits heute, weiteren Millionen wird's zum Bewußtsein kommen, wenn sich die „Segnungen" des Friedens nach seiner Ratifizierung erst in vollster Prägnanz offenbaren. Ist uns aber solche äußere Nacht beschieden, so verlangt doch unser inneres Auge immer dringender danach, sehend zu werden, warum es so hat kommen müssen und wie es wieder anders werden kann. Viele schon fühlten sich berufen, dieser doppelköpfigen Sphinx tiefes Schleierantlitz zu enthüllen, noch ist das aber bis heute nur wenigen gelungen, während die meisten dieser seitherigen Versuche nichts als Zerr- und Trugbilder der Wirklichkeit zutage brachten, bei denen die Absicht, alle Schuld von sich auf andere abzuwälzen, nur zu deutlich den Pinsel führte. Und wie ehedem draußen nach dem Verpuffen der gespenstisch hellen Leuchtraketen, so wurde hier drinnen nach dem Verglimmen solchen falschen Irrlichtscheins das Dunkel jedesmal nur um so undurchdringlicher und hoffnungsloser.

Und doch wandeln die dazu Auserwählten, des deutschen Volkes Nacht zu einer vollmondklaren und zukunftverheißenden werden zu lassen, bereits mitten unter uns. Es sind die Frontsoldaten, denen von der deutschen Mannheit blutigem Opfergang die Rückkehr in die Heimat beschieden worden ist. Noch haben sich allerdings erst ihrer wenige auf die durch den Verlust des Krieges bedingte neue Lage richtig eingestellt. Der eine Teil von ihnen ist in eines verführerischen Klingsor bösen Gaukelgarten hineingeraten und auch der andere, den des Massensterbens jahrelange Nähe selber schweigsam machte, hat dem Werden der ungeheuerlichsten Friedenstragödie, die jemals ein Volk erleben mußte, gleich Parzival dem Leidensmysterium des todeswunden Gralshüters bisher wort- und tatlos zugeschaut. Wie aber in jener tiefgründigen Mythe sich durch Parzivals anfängliches Schweigen die namenlose Qual aller Gralsgemeinschafter verlängerte und erst nach Klingsors Vernichtung das erlösende Wort des durch Mitleiden wissend gewordenen reinen Toren den schlimmen Zauber bannte, so scheint auch die Lösung der Frage, warum die äußere Front gebrochen und wie die innere Front wieder zu erneuern ist, den im Trommelfeuer der Großkämpfe durch Selbsterleben wissend Gewordenen vorbehalten zu sein. Als einer der ersten hat sich Kurt Hesse in seiner kleinen Broschüre „Das Marnedrama 1918, Wahrheiten aus der Front“ zum Sprachorgan der Millionen gefallener und überlebender Infanteristen gemacht, die viereinhalb Jahre lang in der vordersten

Linie Übermenschliches erduldet und geleistet haben und jetzt selbst nebst ihren Angehörigen durch den Ausgang des Krieges um den Preis oder doch wenigstens den Sinn ihrer Opfer gebracht worden zu sein scheinen.

Gegen die Schrift sind zwei prinzipielle Bedenken laut geworden. Einmal aus dem Kreise der Antimilitaristen. Ignatz Wrobel hat in der Berliner Volkszeitung (Morgenblatt 3. August 19) die Broschüre eine überflüssige „Leichenrede" genannt, findet in ihr nur ein neues Dokument des „preußischen Ungeistes in Reinkultur" und spricht dem Verfasser als typischem Vertreter der Offizierskaste die Kompetenz zur vorurteilsfreien Beurteilung der Schicksalsfragen des Volksganzen ab. Der zweite Einwand ist gegen Hesse aus dem Offizierkorps selbst heraus erhoben worden, und zwar von keinem Geringeren als dem General von Freytag-Loringhoven. (Militär-Wochenblatt 26. Juli 1919). Der General warnt vor derartigen „irreführenden und darum schädlichen Verallgemeinerungen" und bestreitet dem Verfasser „bei dessen Jugend und Dienststellung sowie der Begrenztheit seines Kriegserlebens im Rahmen eines Divisionsabschnittes" ebenfalls die Fähigkeit zur objektiven Beurteilung und Kritisierung dieser an das höchste gehenden Fragen.

Beide Einwände sind dazu angetan, die einzige Möglichkeit, dem Staatsgerichtshof, der Mitwelt und den kommenden Geschlechtern das wahre Tatsachenmaterial zur Entscheidung der Schuldfrage unseres Zusammenbruches als Urteilsgrundlage zu unter-

breiten, für immer abzubinden und damit zugleich die Aufrichtung der inneren Einheitsfront in eine unabsehbare Ferne zu rücken. Der Wunsch, diesem neuen nationalen Doppelverlust zu steuern, drückt mir die Feder in die Hand. Die eigene Kompetenzfrage begründe ich bezüglich des ersten Einwandes damit, daß ich in meiner Kriegsdienstzeit vom April 15 bis Dezember 18 bei den 5. Grenadieren zirka 22 Monate lang die militärischen Verhältnisse in jeder möglichen Situation als Nichtoffizier aus eigener Anschauung und am eigenen Leibe kennenlernen und sie alsdann während weiterer 22 Monate auch vom Standpunkt des Offiziers studieren konnte. Die Beantwortung des zweiten Einwandes überlasse ich dem Leser selbst.

Der erstere Einwand führt mit Notwendigkeit zu der Erörterung der Spannungsverhältnisse zwischen Mann und Offizier in diesem Kriege. Ich bin mir sehr wohl dessen bewußt, daß breite Schichten der Volksgemeinschaft gegenwärtig gegen alles, was Achselstücke trägt und trug, in hohem Grade voreingenommen sind, und zwar auch dann, wenn es sich, wie bei Hesse, um einen ausgesprochenen Frontoffizier handelt, der, was er selbst bescheiden verschweigt, das goldene Abzeichen für fünfmalige Verwundung trägt und nach Ausbruch der Revolution draußen von den Mannschaften in freier Wahl zum Mitglied des Soldatenrats erkoren worden ist. Man könnte daran denken, besser an diesen Punkt nicht mehr zu rühren, zumal er durch die Aufhebung des Wehrzwanges die praktische Bedeutung verloren zu haben scheint. Dem

steht aber einmal entgegen, daß von der Viertelmillion Deutscher, die im Kriege Achselstücke trugen, nur etwa der fünfte Teil durch Tod ausgeschieden, der weit größere Rest aber in unserem Volkskörper verblieben ist, sich innerlich in seine Degradation zu Menschen zweiter Klasse niemals finden und daher immer wieder danach streben wird, rehabilitiert zu werden. Zudem können wir auch, wie der dritte Teil dieser Broschüre erweisen wird, einer neuen geistigen Mobilisierung unseres bisherigen Frontheeres einschließlich eines bestimmten Teiles seiner Offiziere gar nicht entbehren, wenn wir aus der Misere der Gegenwart auch nur einigermaßen herausgelangen wollen. So hat es also doch hinreichenden Wert, den ersten Teil dieser Arbeit einer kritischen Betrachtung des gegen das Offizierskorps herrschenden Vorurteils zu widmen, und zwar das um so mehr, als erst ganz kürzlich wieder in der Nationalversammlung von dem Vertreter einer linksstehenden Partei behauptet worden ist, daß die Kluft zwischen Mann und Offizier eine der Hauptursachen unseres Zusammenbruches gewesen sei. Die Tatsache dieses Vorurteils kann nur auf zweierlei Gründen beruhen, und zwar einmal auf der tendenziösen Beeinflussung der öffentlichen Meinung durch die Presse, sodann aber auf den Ansichten und Mitteilungen der Frontsoldaten selbst.

Beschäftigen wir uns zunächst mit der Presse. Die Berliner Litfaßsäulen künden seit dem Ausbruch der Revolution bis auf den heutigen Tag in der Wochenschrift „Die Weltbühne“ unter dem Stichwort „Mili-

taria" eine systematische Folge schärfster Hetzartikel gegen das gesamte Offizierkorps an. Die Artikel strotzen nur so von Ausdrücken wie: „uniformierte Verbrecher, Menschenschinder, Massenmörder, verbrecherische Clique, Weltkluft zwischen Mann und Offizier, Mantel der Lüge über all dem Jammer und Verbrechen, militaristische Schande Deutschlands, wir speien auf das Militär, laßt nie wieder diese Burschen aufkommen, die euch gemartert haben und gequält und kujoniert, danken wir der Entente, daß sie uns die Befreiung von der allgemeinen Wehrpflicht gebracht hat, usw." Als Verfasser aller dieser Hetzartikel zeichnet derselbe pseudonyme Ignatz Wrobel, von dem, wie schon erwähnt, auch der Artikel gegen die Broschüre Hesses herrührt. In dem letzten Artikel vom 14. August weist er höhnend darauf hin, der deutsche Offiziersbund habe die Hilfe des Kriegsministeriums vergeblich gegen ihn angerufen, man sei aber gar nicht imstande, ihn sachlich zu widerlegen und bemühe sich daher umsonst darum, ihn in den rechtsstehenden Blättern niederzuschreien. Er behauptet ebenfalls, aus Selbsterfahrung zu sprechen, und scheint gerade deshalb eine immer wachsende Gläubigerschar zu finden. Es soll daher einmal hier des näheren auf seine Ausführungen kritisch eingegangen werden.

Ich kenne seine Kriegsstammrolle nicht im einzelnen, so viel aber kann jeder Einsichtige seinen eigenen Worten entnehmen: Er, der sich erdreistet, über etwa 220 000 Offiziere, von denen gegen 48 000

die kühle Erde deckt, den Stab zu brechen, ist während der ganzen Dauer des gewaltigen viereinhalbjährigen blutigen Ringens auch nicht eine einzige Stunde lang im Westen gewesen, er kann als Autorität für seine Beurteilung des westlichen Kriegsschauplatzes nur die in der tiefsten Etappe Rumäniens erlauschten Offenbarungen eines sich als den kundigen Mann aufspielenden Zahlmeisters anführen. (Heft 5 S. 110.) Seine eigenen Heldentaten bestehen darin, den Etappenquartierwirten die angeblich abhanden gekommene Wäsche wieder zu besorgen. (Heft 5 S. 112.) Er verbrachte, während vorne an den Fronten täglich Tausende erschlagen und zerschlagen wurden, seine Zeit hinten fernab vom Schuß damit, Feldpolizeiberichte zu studieren und ihren Wortlaut zu notieren (Heft 5 S. 111).

Zu einem seiner Gewährsleute, einem gewissen Leutnant Miles, den er für dessen gegen das Offizierkorps in der „Hilfe" gerichteten Angriffe gönnerhaft belobt, spricht Ignatz Wrobel, um die von diesem Leutnant Miles gegen die Entwaffnung der Offiziere erhobenen Bedenken zu zerstreuen, folgendermaßen: „Entweder — oder. Entweder waren und sind Ihre Kameraden im Durchschnitt anders als Sie sie schildern. Dann wird's Ihnen schlecht ergehen. Und das mit Recht. Oder Sie schildern sie richtig, dann konnte man, dann durfte man ihnen die Waffen nicht lassen."

Wehe dir, Ignatz Wrobel, wenn du dich selbst in deinem Verdammnisurteil geirrt hast! Nach deinen eigenen Worten geschähe dir dann recht, wenn es

dir schlecht erginge. Und dreimal wehe uns allen, wenn dir, deutsches Volk, solche Pseudoautoritäten genügten, um deinen frontgedienten Offizieren die Achselstücke, deinen Mannschaften die Kokarden mit eigener Hand herabzureißen!

Du wendest vielleicht ein, dein Endzweck sei doch gut, du erkennst ausdrücklich an, daß es stets Offiziere geben müsse, daß man sich gegen deren sachliche Befehle niemals wehren dürfe, daß der Offizier der befehlende Kamerad sein müsse und daß das neue Heer die Schule des freien Mannes und eine lebende Einheit zwischen Offizieren und Mannschaften zu sein habe (Heft 9 S. 204.) Gewiß, solche Fortentwicklung ist dringend vonnöten, und ich werde weiter unten noch Gedanken Ausdruck geben, vor deren unpersönlicher Sachlichkeit die sich getroffen Fühlenden sich innerlich vielleicht gern in ein nie erlebtes Trommelfeuer hineinzuretten wünschten. Mußtest du aber zu deinem angeblich guten Endzweck jene 48 000 Toten absichtlich jetzt auch noch geistig zu töten versuchen?

„Die kräftige Rede gehört nun einmal zum Metier des Volksaufklärers, man darf das nicht alles als bare Münze nehmen, wenn man nicht so derbe aufträgt, wirkt man nicht auf die Masse", so könntest du vielleicht noch einwenden, wie seinerzeit Graf Pückler wörtlich auch, als er wegen der Kraftausdrücke, „man solle die jüdischen Börsenjobber von ihrem zusammengeraubten und zusammengegaunerten Gelde etwas erleichtern, die dreckigen Juden

verdreschen, die Judenbengels auf der Straße backpfeifen, zum Büchsenmacher gehen, Doppelflinten kaufen und auf die krummbeinige Gesellschaft losknallen" sich vor der Strafkammer zu verantworten hatte. Eine Königlich Preußische Staatsanwaltschaft reagierte damals mit einem auf 6 Monate Gefängnis lautenden Strafantrage gegen solche verwerfliche Art antisemitischer Agitation. Die republikanische Staatsgewalt aber regt sich heute mit keinem Finger, wenn umgekehrt ein Judasgeist ständig neu von dem „Popanz" der Ehre eines Führerkorps zu sprechen wagt, dessen fünfter Teil wehrlos gegen solche Besudelung seines Gedächtnisses tot auf dem Schlachtfelde liegt. Ist dies ein Zeichen unserer herrlichen neuen Zeit, oder liegt wohl in dem Schweigen doch die lähmende Furcht verborgen, es könnte dir, Ignatz Wrobel, bei einer öffentlichen Anklage der Wahrheitsbeweis deiner Worte gelingen? Aus eigener Kenntnis vermagst du ja nur die Verhältnisse der Etappe des Ostens zu brandmarken. So wollen wir denn jetzt in ruhigem Besinnen prüfen, was uns die vordere Linie der Westfront über die Weltenkluft zwischen Mann und Offizier der Kampfinfanterie zu berichten weiß.

Beginnen wir mit dem sinnenfälligsten, dem immer wieder neu hervorgehobenen Unterschied in der Unterbringung und Verpflegung zwischen Mann und Offizier. Ich selbst, der Doktor beider Rechte und Assessor, lag als Gruppenführer von 6 Mannschaften mit einem Kuhmelker, einem Danziger Hafenarbeiter, einem Knecht, einem Gastwirtsgehilfen, einem Mau-

rer und einem Besitzerssohn im Jahre 1915 im Schützengraben vor Chaulnes Tag und Nacht im engen Unterstand Körper an Körper zusammen, während mein Zugführer, ein Offizierstellvertreter ohne Einjähriges, aber mit vielem gesunden Menschenverstand, allein oder doch nur mit einem Melder in seinem Stollen wohnte. Als Gruppenführer sagte ich mir, du bist für den Postendienst deiner Leute und ihr ganzes sonstiges Tun verantwortlich, mußt vor allem im Falle eines überraschenden Angriffsalarms sofort inmitten dieser deiner kleinen Kampfeinheit sein. So gehörst du also auch bezüglich der Unterbringung unmittelbar zu ihr. Ja, wenn ich schon mit meinen Leuten zusammenwohnen muß, warum kann das mein Zugführer nicht auch? Diese Frage liegt vom Standpunkte der Gleichmacherei durchaus nahe. Ich wurde selber Vizefeldwebel und Zugführer, bekam den zu der letzteren Dienststelle gehörenden eigenen Unterstand und merkte bald, daß es doch etwas wesentlich anderes ist, ob man nur für seine Gruppe oder aber für deren 6 nebst ebensovielen Unterführern verantwortlich ist. Da hieß es täglich mehrere Male Meldungen schreiben über besondere Beobachtungen beim Feinde, den gegnerischen Beschuß und den eigenen Munitionsverbrauch, über die Arbeitsleistung im Gruppenabschnitt, die Anforderung des notwendig werdenden Baumaterials usw., häufige Skizzen zeichnen, den Grabendienstturnus seines Zuges berechnen, Listen über die eisernen Stollenbestände führen, Bataillons- und

Regimentsbefehle studieren, Gruppenführerbesprechungen abhalten, den Leuten des Zuges bei ihrem vielfachen Herzenskummer durch schlechte Nachrichten von Hause usw. zu einem Zwiegespräch unter vier Augen Rede und Antwort stehen, kurzum allerlei kleine geistigen Arbeiten verrichten, bei denen das Wohnen im Einzelunterstand zum mindesten wünschenswert erschien. Die verwaltungstechnische Arbeit des Kompagnieführers, die insgesamt 3 Züge umfaßte, war eine entsprechend erweiterte. Da mußte man genau Kontrolle über die Beurlaubungen führen, hatte man erhöhte Meldungsverpflichtungen, häuften sich die Korrespondenzen mit den Angehörigen Gefallener oder Verwundeter, die möglichst sämtlich aus der Feder eines Offiziers eine Darstellung des Heldentodes oder Verwundetwerdens ihres feldgrauen Sohnes oder Ehegatten zu haben wünschten, wurden zur Begründung von Auszeichnungs- oder Beförderungsvorschlägen ausführliche Berichte notwendig, kam es alles in allem zu einer Tätigkeit des Kompagnieführers, die diesen manchmal täglich stundenlang an die primitive Unterstandsschreibgelegenheit fesselte und ein Alleinsein noch viel mehr erforderte. Für die Bataillons- und Regimentsgefechtsstände galt Entsprechendes. Ich bin mit meinem Regiment weite Strecken der Westfront auf und ab gewandert, überall fand ich Zug- und Kompagnieführerunterstände, Bataillons- und Regimentsgefechtsstände. Nirgends aber wurde in diesen Kampfgrabensystemen danach geschieden, ob zufällig ein Unteroffi-

zier, Leutnant oder Hauptmann den sich nur nach der dienstlichen Verwendung seines Besitzers bestimmenden Unterstand inne hatte.

Soviel von den Verhältnissen des ruhigen Stellungskrieges. Und beim Großkampf? Man hört so oft aus Laienmund das Urteil, in den Stunden solcher besonderen Gefahr hätten die Offiziere in ihren gewöhnlich „dickeren" Stollen es doch besser gehabt als ihre Mannschaften. Und es ist eine nur allzumenschliche Erfahrung, daß der beneidet wird, den man in einer an sich gleichen Gefahrenlage in größerer Sicherheit befindlich wähnt. Und doch frage ich diejenigen Frontsoldaten, denen von der Natur für die Stunden höchster Lebensgefahr nicht die glückliche Apathie einer gewissen Gefühls- und Verstandesbenebelung beschieden gewesen ist, trieb euch nicht, wie mich selbst so manchesmal in der beginnenden Sommeschlacht, die nüchterne Überlegung, daß das schnelle Ende im Freien dem langsamen Erstickungstod im eingedrückten Unterstand vorzuziehen sei, insbesondere bei schwerer Minenbeschießung aus den tiefsten Deckungen heraus? Und war euer Kompagnieführer da wirklich sicherer, wenn er vielleicht einen ausnahmsweise 50 Zentimeter tieferen Unterstand besaß? Aber beim Granatbeschuß? Der Kundige wird auch hier eine gewisse ausgleichende Gerechtigkeit nicht leugnen können: Lagen die Regimentsgefechtsstände gewöhnlich auch außerhalb des Minenfeuers, so bekamen sie dafür doch die schweren Granatenbrummer. Südlich Chaulnes erledigte, um

nur ein einziges Beispiel anzuführen, während der Sommeschlacht in unserem Nachbarabschnitt ein solches Flachbahngeschoß den ganzen im Unterstand befindlich gewesenen Regimentsstab vom Kommandeur bis zur Gefechtsordonnanz. Im Bewegungskriege aber gab es für die Offiziere natürlich ebensowenig Stollen wie für die Mannschaften. Als in der Marneschlacht 1918 2 Offiziere meines eigenen Regimentsstabes von einer Granate erschlagen wurden, lagen sie in genau denselben flachen Löchern wie jeder andere auch und den ohne Ansehen der Person wütenden Würger Tod kümmerte es nicht, daß er dabei in unserem Oberleutnant Theodor Hildebrand den Sohn aus kommerzienrätlichem Hause erhaschte.

Ja aber, die verschiedene Unterbringung in den Bereitschafts- und Ruhequartieren der Fronttruppen hat doch zu vielerlei Spannungsverhältnissen zwischen Mann und Offizier Veranlassung gegeben, wird man mir entgegnen. Wer die Reservequartierverhältnisse wirklich kennt, kann wesentliche Unterschiede von denen der Front kaum nachweisen. Die schweren Beschießungen der berüchtigten rückwärtigen Waldläger der Arras- und Flandernfront sind gewiß noch manchem Leser in unangenehmer Erinnerung und trafen Mann und Offizier natürlich völlig gleich. Und in der Etappe? Jeder Frontinfanterist wird die Konstatierung Hesses, wie selten der Kampftruppe solcher Etappenaufenthalt überhaupt beschieden gewesen ist, leider bestätigen müssen. Blühte uns hin und wieder wirklich einmal derartiges Glück, so hat sich wohl

jeder vorausgeschickte Quartiermacher die erdenklichste Mühe gegeben, wenigstens da einmal seine Leute in Einzelquartiere unterzubringen. Leider pflegten aber die örtlichen Verhältnisse auch hier dem besten Willen vielerlei Schranken aufzuerlegen. Sähe sich der Leser in dem örtlichen Bezirk, wo er sich im Augenblick der Lektüre dieser Zeilen gerade befindet, einmal um, so wird er für die 10 bis 12 Offiziere eines Bataillons sehr schnell gute Quartiere, für die 400 bis 500 Unteroffiziere und Mannschaften aber viel schwerer auch nur leidliche zu finden wissen. So kam es, daß in der Tat gerade in der Etappe die Verschiedenheit der Unterbringung manchmal eine recht erhebliche war und böses Blut erregte. In der Theorie wäre es allerdings idealistischer gewesen, wenn der Offizier ein sich ihm bietendes gutes Quartier unbenutzt gelassen und sich mit einem bescheidenen Stübchen begnügt hätte. In der Praxis war es doch aber so, daß der Offizier durch diesen Verzicht auf das gute Quartier dem nächst Niederen das bescheidenere Quartier seinerseits weggenommen hätte und daß sich das nun so weiter nach unten fortpflanzte. Diese praktische Erwägung kam dem eigenen Wunsche des Offiziers entgegen, und so zog er denn, und zwar recht oft zu zweien oder dreien, in das gute Zimmer ein. Die Mannschaften sahen das praktisch Richtige dieser Wahl meistenteils auch ein und schimpften gar nicht so sehr auf ihre eigenen Offiziere als vielmehr auf die eigentlichen „Etappenhengste“ à la Ignatz Wrobel, die die besten Quar-

tiere jedes rückwärtigen Ortes von vornherein in Dauerpacht genommen hatten.

Ich komme zur Verpflegungsfrage und hebe hierbei hervor, daß ich wieder nur die Verhältnisse der Kampftruppe beleuchte. Auch bei ihr ist in dieser Beziehung nicht überall alles in Ordnung gewesen. Wir hatten zwar schon seit Jahr und Tag vor der Revolution in jeder Kompagnie eine Küchenkommission, und in der ruhigeren Zeit pflegte der zuständige Proviantsatz mit genauer Gewichtsangabe bei der Feldküche sogar bisweilen angeschlagen zu werden. Man traute aber trotzdem gerade als Mann niemals so recht dem Frieden, weil man in dieser Beziehung nur von sich auf andere zu schließen brauchte, um sich sagen zu müssen, daß es bei der Verteilung des Empfanges zu menschlich, allzu menschlich herging, um ganz gerecht sein zu können. Schon das mit dem Küchenschmor. Der hungerte natürlich niemals und hatte im allgemeinen ein recht annehmbares Pöstchen. Da hieß es also, die Stellung möglichst lange halten. Das hing natürlich wieder von der Wohlgeneigtheit seiner beiden Vorgesetzten, des Kompagnieführers und Feldwebels ab. Die Liebe geht nun bekanntlich durch den Magen, und so durften denn insbesondere der beiden Vorgesetzten Mägen nicht allzuoft knurrig werden, wenn der Schmor seine Position nicht gefährdet sehen wollte. So behandelte er die Zuteilung der Offiziersverpflegung zumächst qualitativ besonders fürsorglich. Der Offizier bekam von dem emp-

fangenen Ochsenviertel seine zuständige Fleischportion gewöhnlich ohne Knochen und wenn z. B. bei einem Empfang nur die halbe Kompagnie ihre 50 Gramm Butter, die andere halbe aber dafür je 100 Gramm Marmelade empfing, um bei dem nächsten gleichartigen Empfang innerhalb der Hälften zu wechseln, so bekam der Offizier in vielen Fällen seine Fettportion stets in Butter. Daß es bei der quantitativen Zuteilung ebenfalls manchmal nicht genau nach dem Gramm gegangen sein mag, muß ebenfalls zugegeben werden. Wurden denn aber dadurch die Mannschaften wirklich fühlbar benachteiligt? Auf je 50 Mann Mannschaften kam im Durchschnitt höchstens ein Offizier. Fragt eure Mütter oder Ehefrauen, ob in einem Haushalt von auch nur 15 Personen es für die anderen 14 von ihnen überhaupt merklich wird, wenn der 15. seine Brotschnitte vielleicht etwas fetter streicht.

Ich habe selbst im Schützengraben viele Monate lang ununterbrochen nur Feldküchenmannschaftskost gegessen, habe dann zuletzt als Offizier des Regimentsstabes eine gesondert gekochte Küche genossen und esse auf meiner gegenwärtigen Dienststelle bei einer unserer höchsten Reichsbehörden in einer Gemeinschaftsverpflegungsanstalt mit, in der der Ministerialdirektor in den gleichen Räumen und vom gleichen Teller dieselbe Kost genießt wie sein Kanzleibote. Ich kann nur konstatieren, daß ich bei dieser Gemeinschaftskost nicht mehr satt als draußen bei dem Essen aus der Feldküche, aber auch nicht weniger satt als bei der späteren Regimentsstabseinzelkost geworden bin. Dem Gleich-

heitsideal ist aber jedenfalls damit genügt, und die weitere Frage, ob sich Ministerialdirektor und Kanzleibote durch dieses gemeinsame gleiche Essen innerlich auch nur einen Deut nähergekommen sind und kommen, wird geflissentlich vermieden. Vielleicht irre ich mich aber doch in diesem Punkt und hat jener von mir sehr geschätzte alte Rechnungsrat recht, der kürzlich erklärte, der ganze Krieg wäre anders ausgelaufen, wenn Mann und Offizier stets aus der gleichen Suppenschüssel gefüttert hätten. Es wäre das allerdings ein jammervolles Zeichen deutschen Kleingeistes, stünde aber immerhin im Einklang mit dem von dem amerikanischen Präsidenten Roosevelt einmal ausgesprochenen Erfahrungssatz: „Wenn Parteien auf einen alten Streit zurückblicken, werden sie in der Regel gewahr, daß sie Streitpunkten eine übertriebene Bedeutung beigelegt hatten, die in Wirklichkeit unwichtig waren.“

Und die dicken Lebensmittelpakete, die der Offizier nach Hause schickte? Ich bekenne mich schuldig, das selbst einigemal getan zu haben, als wir in dem letztjährigen Bewegungskriege gelegentlich reiche Beute an feindlichen Verpflegungsbeständen machten und sich bei einem Halt Gelegenheit bot, Bahnpost nach rückwärts zu expedieren. Dann dürfen es aber auch unsere Leute nicht verschweigen, daß sie diese wenigen Tage des Überflusses ebenfalls voll ausgenutzt haben, um die Angehörigen daheim mit einem willkommenen Extrahappen zu überraschen und sich auf diese Weise endlich einmal für die früher aus der Heimat ins

Feld geschickten Liebesgaben erkenntlich zu erweisen. Es verging an solchen Tagen kaum eine halbe Stunde, daß nicht ein Mann erschien, um von seinem Offizier das ominöse „Zur Beförderung zugelassen" auf sein Heimatpaket gesetzt zu erhalten. Man mache mir aber diejenigen Frontoffiziere namhaft, die auf Kosten ihrer Leute von dem planmäßigen Kompanieempfang nur ein einziges Pfund Lebensmittel nach Hause geschickt haben, und man wird staunen, wie klein die Zahl derartiger Verächtlicher ausfallen würde.

Aber der Geist in unserem Offizierkorps soll schlecht gewesen und die Kluft zwischen Mann und Offizier sich ins Unendliche erweitert haben, sobald man aus der Schützengrabenbrüderschaft der gemeinsamen „Schweinerei" herausgekommen war. Was hat doch die Heimat mit der Verherrlichung solcher Schützengrabenbrüderschaft für Unheil und Unsinn angerichtet! Wenn es schon unter dem Banner schrankenloser Liebe und denkbar engster körperlicher Intimität nur wenigen auserwählten Menschenpaaren gelingt, die eigene Insel, auf der jeder von uns inmitten des Stromes von Millionen Lebensgefährten im Grunde einsam treibt, zu überbrücken, dann sollte man das Traumgebilde der Brüderschaft des Schützengrabens endlich einmal beiseite lassen. Gewiß, die gemeinsame Todesgefahr, der gleiche Dreck der Umgebung und das Aufeinanderangewiesensein schufen treue Kameradschaftlichkeit unter den Zugehörigen einer Kampfeinheit, im übrigen blieben aber die immateriellen Qualitäten des einzelnen na-

türliche Schranken, an deren Niederlegung auch kaum einer draußen im Ernst gedacht hat. Kann schon das Verhältnis der Mannschaften untereinander im wesentlichen nicht anders als unter dem Gesichtswinkel der Interessengemeinschaft betrachtet werden, so waren auch die Offiziere unter sich alles andere als Brüder. Unteroffizier und Mann aber pflegten sich oft verschieden zu stehen, je nachdem es sich um eine Kampf- oder eine Heimattruppe handelte. Im ersteren Fall läßt sich die Stellung des Unteroffiziers zu seiner Gruppe etwa mit der eines Vorarbeiters zu seiner Kolonne vergleichen. Irgendwelche Tyrannei war hier so gut wie ausgeschlossen. Im letzteren Falle machte sich das Untergebenenverhältnis dagegen manchmal allerdings auch in unliebsamer Weise bemerkbar. Ich erinnere mich aus meiner eigenen Ausbildungszeit in dieser Beziehung insbesondere gerade derjeniger Korporalschaftsführer, die ihre fehlende Fronterfahrung nicht selten durch schikanierlichen Übereifer in der Handhabung des Kasernendienstes auszugleichen suchten.

Das Verhältnis zwischen Mann und Offizier endlich wies allerdings mitunter Spannungsverhältnisse auf, wie sie nur die lange Dauer des Krieges und der damit verbundene starke Führerverbrauch möglich werden ließ. Daß ein Kriegsprimaner Vorgesetzter seines früheren Oberlehrers werden konnte, ist und bleibt eine Anomalie. Und doch ließ sich selbst eine solche ohne allzu großen Schaden für das Ganze hinnehmen. Der Eintritt in das Offizierkorps rief

nämlich auch in dem jüngsten Leutnant in kurzer Zeit ein Pflicht- und Verantwortlichkeitsgefühl hervor, das die Kehrseite der Medaille, eine leicht mit aufkommende Blasiertheit, verzeihlich machte. Die Leute empfanden diese Wirkung des Erwerbs der Achselstücke ganz genau und überließen den Offizieren nur allzu willig alle Last der Verantwortung. Und wie groß war doch diese letztere jedesmal im Kampf! Ich hatte am letzten Tage der Vorfeldkämpfe vor der Siegfriedstellung mit zwei Zügen als weit vorgeschobene Sicherung die Höhe 113 vor Moy besetzt, rechts kein Anschluß, links kein Anschluß, vor uns kein Hindernis, erst 1500 Meter hinter uns die Hauptwiderstandslinie und dazu der Befehl, eine feindliche Annäherung möglichst lange hinzuhalten und erst vor überlegenem Angriff auf die Hauptwiderstandslinie zurückzugehen. Langsam schoß sich der Feind auf unsere Höhe ein, um am frühen Nachmittag zum Angriff zu schreiten. Ignatz Wrobel, hättest du während des Krieges auch nur ein einziges Mal bei ähnlicher Gelegenheit den in deiner Brust konzentrierten Kampf zwischen der Pflicht zur Todesbereitschaft und dem Wunsche nach Lebenserhaltung einiger 60 dir anvertrauter Mitmenschen ausfechten müssen, dann würde deine Polemik dagegen, daß der Offizier der natürliche Halt in der Truppe gewesen ist, niemals geschrieben worden sein. Und was bildete den Halt des Führers? Seine Persönlichkeit zuerst, dann aber nicht zuletzt das Achselstück, auch wenn es, wie fast im ganzen letzten Jahre, draußen nur verhüllt getragen

worden ist. Die Symbolik der Achselstücke war eben doch etwas anderes als eine bloße Schneiderfrage.

Ist das „preußischer Ungeist in Reinkultur", wenn sich aus eines jungen Leutnants todeswunder Brust ein mühsam Stammeln nach des Morphiums Linderung ringt: „Doktor, die Spritze — sonst — es könnte sein, ich müßte — schrein. Hier liegen Leute meiner Kompagnie, Doktor, verstehen Sie! Ich führe die! Doktor, ich bin — im Dienst, ich darf nicht schrein!"

In der Quentinoffensive wurde unser Major Faure hart am Halse getroffen. Eine Woche später erhielt mein Regimentskommandeur aus dem Lazarett einen Brief, in dem der schwerverwundete Bataillonsführer mit längerer Begründung für die bei dem Angriff gutbewährten Leute Auszeichnungen erbat. Und das wenige Tage, bevor er an Verblutung starb. Während das vorige Bild der Feder eines Dichters entstammt und dadurch dem Einwurfe begegnen kann, das sei nur idealisiert, habe ich die sonst so feste, aber auf dem Leidenslager zittrig gewordene Handschrift unseres Majors Faure mit eigenen Augen gelesen. Ignatz Wrobel, sind solche Männer für dich auch „gleißend emporgereckt auf dem Rücken gebeugter, stummer, wehrloser Tausende?"

Ja, warum schimpften aber die Offiziere oft so gassenjungenhaft, wendet man mir weiter ein. Ich pflegte über diesen Punkt beim Unterrichte unserer Offiziersaspiranten folgendes auszuführen: Dem Kasernenleben, dem Exerzierplatz und dem Felddienst

ist eine gewisse Derbheit eigen, die es verbietet, jeden Mißgriff im Ausdruck auf die Goldwage zu legen oder gar vor das Forum zu bringen. Das Erfordernis der Aufrechterhaltung der Disziplin läßt in den Fällen, in denen sie durch das Verhalten eines Mannes gefährdet wird, nach einmaliger fruchtlos kameradschaftlicher Verwahrung die nachdrücklichsten Rügen als erlaubt und unter Umständen geradezu als geboten erscheinen. Niemals aber sollte die Ausübung dieses Rügerechtes in rohe Schimpfreden ausarten. Der Vorgesetzte, der sich zu solchen oft hinreißen läßt, sich gar in einem derartigen Tonfall dauernd gefällt, beweist, daß er sich nicht zu beherrschen vermag und setzt sich in den Augen seiner Untergebenen selbst herab. Wer schimpft, schimpft sich selber aus, lautet mit Recht ein altes Sprichwort.

Viel mehr läßt sich hierzu nicht sagen. Tatsache ist jedenfalls auch, daß von den Millionen vor der Zeit dahingeschiedenen Kriegern wohl kaum ein einziger wegen eines solchen Kraftwortes an gebrochenem Herzen gestorben ist, daß insbesondere diejenigen, die in der Etappe oder Heimat saßen, wo doch die Schimpfereien am ärgsten gewesen sein sollen, es durchaus nicht eilig hatten, sich solcher unwürdigen Behandlung durch die Flucht in die in dieser Beziehung reinere, dafür aber auch eisenhaltigere Luft der vorderen Linie zu entziehen. Tatsache ist endlich auch die, daß die polternden Vorgesetzten durchaus nicht immer die schlechtesten gewesen sind, wie umgekehrt Ignaz Wrobel darin zuzustimmen ist, „daß

die schlimmsten Schieber manchmal am knallendsten die Knochen vor den Vorgesetzten zusammenrissen."

Eine Leichenrede ist Hesses Schrift genannt worden. In gewissem Sinne sind es die bisherigen Zeilen auch, da sie zugleich eine Ehrenrettung der gefallenen Offiziere enthalten. Die Notwendigkeit solcher Ehrenrettung wird hoffentlich aber jetzt kaum noch ein Leser darin finden, daß an diesen 48 000 gefallenen Offizieren mehr Fehler nach Entschuldigung schreien, als bei den gefallenen zirka 1 700 000 Unteroffizieren und Mannschaften. Sie bestätigt vielmehr lediglich die traurige Wahrheit, daß noch heute derselbe Satz gilt, wie dereinst zu Zeiten eines Julius Cäsar: Was Menschen übles tun, das überlebt sie; das Gute wird mit ihnen oft begraben.

Von den Offizieren der Etappe handele ich nicht. Ich konstatiere hier nur das eine: Wirft man dem Frontoffizier nicht immer mit Unrecht vor, er habe bei seiner Abwanderung nach hinten überraschend schnell die Sitten und Unsitten der Etappe angenommen, so muß auch zum anderen hervorgehoben werden, daß die nach vorn versetzten Etappenleute sich oft recht schnell den härteren Lebensbedingungen der Front anzupassen wußten. In diesem Sinne kann Hesse also allerdings mit Recht von der reinigenden Wirkung des Kampfes sprechen. Was war denn überhaupt die Etappe? Sie rechnete sich zwar mit zum Feldheere, im Grunde galt aber doch alles, was außerhalb des regelmäßigen Artilleriebeschusses lag, nur als verlängerter Arm des

Heimatheeres. Der Hauptbestandteil der Wehrmacht aber war stets die Front, und bezüglich dieser hoffe ich in den vorstehenden Zeilen einige Bausteine geliefert zu haben, die manchen, der bis heute insbesondere über das Offizierkorps klein dachte und sprach, in seiner Ansicht modifizieren werden. Wir dürfen eben das eine nicht vergessen, wir waren ein wirkliches Volksheer, in dem die Tugenden des Volkes lebten, aber auch des Volkes Fehler. Der blutige Abgang in den Reihen des aktiven Offizierskorps und des Friedensreserveoffizierskorps hatte es notwendig werden lassen, auf diejenigen zurückzugreifen, die das Friedensoffizierskorps bereits ausgeschieden hatte und ebenso auch auf manche, die die sittlichen Qualitäten eines wahren Führers nur in mangelhaftem Maße besaßen. Wenn trotzdem das Frontoffizierkorps im ganzen bis zum letzten Kampftage das gesunde Rückgrat unserer Armee geblieben ist, so kann der durch den Frontoffizier vertretene Militarismus kaum jener schlimme Sündenbock gewesen sein, zu dem er heute von so vielen gestempelt wird. Wer ihn mit Stumpf und Stiel ausrotten will, muß sich doch zuvor darüber klar geworden sein, was er in seinem inneren Kerne überhaupt darstellt. Und da vermag ich auch heute seinen inneren Kern nur darin zu sehen, daß er die grandioseste Zusammenfassung all der Millionen auseinander strebender Einzelwillen eines Volkes bedeutet mit dem Ziel, als Ultima ratio der Politik fremden Eingriffen in die

Existenzbedingungen einer Volksgemeinschaft zu wehren. Und nun, ihr wilden Unabhängigen, soweit ihr ernst zu nehmen seid, seid ihr mit dem guten Kerne eures Strebens nach zusammenfassender Gemeinschaftsarbeit nicht selbst die allerradikalsten Militaristen? Was euren und meinen Militarismus scheidet, ist im letzten Grunde gar keine Weltenkluft im Ziel, sondern lediglich der Weg zu diesem Ziel, das Ringen um den einzigen Buchstaben „R". Ihr seht den Weg des Heils in der Revolution, wir nur in der Evolution.

Ich möchte diesen Abschnitt nicht verlassen, ohne einen Feldpostbrief eines leider ebenfalls gefallenen Frontkämpfers, den ich mir irgendwo draußen aus einer Zeitschrift ausgeschnitten habe, dem Leser auszugsweise mitgeteilt zu haben. Er stammt nicht von einem Offizier und muß also auch für den geschworenen Gegner der Achselstückträger Beweiskraft dafür genießen, mit welchen ganz anderen Gedanken sich die Feldgrauen draußen in ihren kargen Mußestunden beschäftigten, als es sich das der negative Geist eines Ignatz Wrobel jemals träumen ließ. „Aber wenn wir nun den Sieg erfochten und unserer friedlichen Arbeit dauernden Schutz geschaffen haben, was wird aus allen den guten*) Kräften werden, die diese ernste Zeit

*) Daß es heute so viele feldgraue Verbrecher gibt, steht diesem Satze keineswegs entgegen. Der Krieg hat eben alles schärfer herausgearbeitet; wie die guten Anlagen des Menschen, so auch seine schlechten. Jene Räubernaturen waren da-

aus uns herausgearbeitet hat? Wird das deutsche Volk diese Kräfte im Frieden erhalten und weiter entfalten können? Sieh, Mutter, das ist die Kernfrage des ganzen Krieges. Können wir sie mit Zuversicht bejahen, dann müssen und werden wir alle Opfer des Krieges verschmerzen können. Haben wir auch im Frieden Führer, die ihr Ziel, die Größe und Verantwortlichkeit ihrer Aufgaben kennen, Opfer von uns zu fordern den Mut haben, haben wir Männer und Frauen, die für ihre Überzeugung eintreten, denen die innere Stimme des Gewissens mehr sagt als äußere Anerkennung? Oder wird es wieder so werden, wie es — Gott sei es geklagt — an so vielen Stellen unten und oben im Vaterlande vor dem Kriege war? Ängstliche Scheu vor Rang und Geld, brutaler Kampf der materiellen und Partei-Interessen, Schelten nach oben und unten, kleinliche Sorgen des grauen Werktages und des engen Ichs, leichtfertiger Tanz über den Sonntagsfrieden hinweg? Soll unser gutes, tüchtiges deutsches Volk dasselbe wieder erleben, was es nach den Freiheitskämpfen vor 100 Jahren, nach dem großen Kriege 1870 hat erleben müssen? Will man wieder wie damals die Familienväter dieses deutschen Volkes für Heimat, Vaterland haben kämpfen lassen, ohne in rechter Weise dafür zu sorgen, daß diese Familienväter an dem Heimat-

nach auch schon vor dem Krieg zum Verbrecher prädestiniert und leben sich jetzt nur offener aus, als dies für sie unter den Verhältnissen vor der Revolution möglich gewesen ist.

boden den ihnen nach den blutigen Kämpfen zukommenden Anteil erhalten? Oder werden alle Männer und Frauen in verantwortungsvollen Stellen tapfer und im klarem Bewußtsein ihrer Pflichten und Ziele für die Rechte und Aufgaben des deutschen Hauses, der deutschen Familie eintreten? O Mutter, diese Frage lastet schwerer auf mir und vielen Kameraden als die, ob ich oder links oder rechts der Kamerad lebend und gesund aus dem Kriege zurückkommt."

Und nun, Ignatz Wrobel, richte ich an alle deines Schlages die gleiche Frage, wie du an uns in einem deiner jüngsten Hetzartikel: Wollt ihr nicht verstehen, könnt ihr nicht verstehen? So sollst du denn durch den Genuß der Frucht vom Baume höherer Erkenntnis über dein eigenes Ich ins klare kommen: Ignatz, du handelst nicht aus Irrtum, sondern unter dem Zwange deiner tiefinnerlichen Urnatur. Judas Ischarioth! Es fehlt dir das Gefühl dafür, daß sich so viele Tausende dem nationalen Gedanken bis zur körperlichen Selbstaufopferung weihen können. Was dir aber selber nicht zu eigen ist, das soll auch bei den anderen nicht etwas Edles und Gutes heißen. So treibt es dich, jenes Schöne und Große in den Staub zu ziehen, zu verraten, zu vernichten. Ignatz, bekenne dich als Juden oder Christen, als Katholiken oder Atheisten, egal, egal, Judas Ischarioth bleibt doch dein erster Ahn!

---

2. Teil.

## Wie es gekommen ist.

Und warum kam es doch zu dem Zusammenbruch? Vielen liegt die Antwort im Gefühl, die durch die Eindrücke des Tages getrübte Gegenwart ließ uns jedoch bisher noch nicht zum Ausdruck des Gefühls gelangen. So suchte ich nach diesem Ausdruck in den Formeln ruhig abgeklärter Geister der Vergangenheit. Ich wandte mich an den größten aller Meister des Krieges, an den, der nach den Worten des Generaloberſten Grafen von Schlieffen schon bald ein Jahrhundert lang durch sein unsterbliches Werk „vom Kriege“ allem Militärischen Richtung und Bahn gegeben hat, an Karl von Clausewitz. Und er versagte und enttäuschte nicht: Die Gesetze unseres Zusammenbruches sind bereits geschrieben, wir brauchen die Geschehnisse der letzten Jahre nur unter diese Gesetze zu subsumieren. Ich zitiere: „So lange man selbst den Krieg nicht kennt, begreift man nicht, wo die Schwierigkeiten der Sache liegen, von denen immer die Rede ist, und was eigentlich das Genie und die außerordentlichen Geisteskräfte zu tun

haben, die vom Feldherrn gefordert werden. Wenn man aber den Krieg gesehen hat, wird alles begreiflich, und doch ist es äußerst schwer, dasjenige zu beschreiben, was diese Veränderung hervorbringt, diesen unsichtbaren und überall wirksamen Faktor zu benennen. Es ist alles im Kriege sehr einfach, aber das Einfachste ist schwierig. Die Schwierigkeiten häufen sich und bringen eine Friktion (Reibung) hervor, die sich niemand richtig vorstellt, der den Krieg nicht gesehen hat. Ein mächtiger, eherner Wille des Feldherrn überwindet diese Friktion, zermalmt die Hindernisse, aber freilich die Maschine mit." In diesem letzten Satze liegt der Schlüssel für die Erkenntnis der ungeheuren Größe, aber auch der ungeheuren Tragödie eines Hindenburg und Ludendorff und des von beiden geführt gewesenen deutschen Heeres: Alle diejenigen, die in fahrlässiger oder gar absichtlicher Weise jene Friktion gesteigert haben, sind die Mitschuldigen an dem unglücklichen Ausgang des Krieges geworden. Diese These bildet die allein richtige juristische und militärische Grundstellung zur Lösung des Schuldproblems des Krieges.

Und darum würde ich als Vorsitzender des kommenden Staatsgerichtshofes also prozedieren: Ich begönne nach dem Vorbilde des Leiters der altgermanischen Gerichtsversammlung damit, für die Dauer der Verhandlung heiligen Burgfrieden anzuordnen und würde mit dem Hegespruch der Alten „Ich gebiete Lust, verbiete Unlust," allen Rechtsern oder Link-

fern, die das erst zu findende Urteil zu einseitig-selbstischem Zweck zu präjudizieren trachten, Stillschweigen anbefehlen. Dann würde ich etwa folgendermaßen argumentieren:

Der 1. August 1914 hat ganz Deutschland geistig in einer Verfassung gesehen, wie diese für den glückverheißenden Ausgang des Krieges nicht günstiger sein konnte. Die weitesten Teile des Volkes waren von dem Gefühl beseelt, in einen uns aufgezwungenen Verteidigungskrieg hineinzugehen, und brauchte daher unsere Heeresleitung mit diesem großen Aktivum des auf die Abwehr der Gegner geeinten Gesamtwillens des Volkes den von vornherein gewissen Zweifrontenkrieg nicht zu scheuen. Auch unsere Arbeiterschaft, einschließlich der sozialdemokratisch gesinnten, hatte sich in den Gedanken der Notwendigkeit des Abwehrkampfes hineingefunden und dem mit folgenden in ihren Reihen entstandenen Versen wundervoll Ausdruck gegeben:

Immer schon haben wir eine Liebe zu dir gekannt,
nur wir haben sie nie mit einem Namen genannt.
Als man uns rief, zogen wir freudig fort,
auf der Lippe nicht, aber im Herzen das Wort:
Mein Deutschland.

So konnte die im langen Friedensdienst und durch einen unübertrefflichen Mobilmachungsplan bestens vorbereitete militärische Maschinerie mit Volldampf anlaufen, ohne dabei auch nur die geringste Spur einer Friktion aufzuweisen. Und doch sind wir von vornherein mit einem erheblichen Manko in den

Krieg gezogen. Der militärischen Mobilmachung stand keine gleichwertige wirtschaftliche Mobilisierung an der Seite. Man wende nicht hiergegen ein, die Länge des Krieges und die sich erst aus dieser ergebende Notwendigkeit einer Mobilisierung der Volkswirtschaft sei vor dem Kriege nicht voraussehbar gewesen. Schon Clausewitz hat darauf hingewiesen, daß in den modernen Kriegen die ganze Nationalität jeder kämpfenden Partei aufstehe und bis zum letzten Stück Material in den Krieg hineingezogen werde. Ein militärischer Laie, Berthold Otto, aber hat sogar schon ein Jahrzehnt vor Ausbruch des Krieges in seinem gedankenreichen Werk „Der Zukunftsstaat als sozialistische Monarchie" eine solche wirtschaftliche Mobilisierung für den Kriegsfall bis in die Einzelheiten hinein skizziert. Die erste Tat- und Schuldfrage wäre also dahin zu formulieren: Liegt hier eine straffällige Unterlassungssünde vor und haben bejahendenfalls nach Erkenntnis des aus dieser Unterlassung drohenden Schadens für den Weiterverlauf des Krieges die dazu berufenen Heimatbehörden alles Nötige getan, um die schädlichen Folgen abzuwenden?

Gleich zu Anfang des Krieges steht noch die belgische Frage, die trotz Ausschüttung schon so vieler Dokumente noch immer ihrer Lösung harrt. Eine einfach natürliche Ueberlegung sagt hier folgendes: Wenn wir auch nur einen Verteidigungskrieg führen wollten, so mußten wir doch den Kampf, um nicht die Heimat zum Schlachtfeld werden zu lassen, möglichst

weit in das gegnerische Land hineintragen. Darum das erste große Rennen bis zur Marne. Durch diesen Vormarsch aber hätten wir, wenn wir Belgien nicht mit besetzten, uns die gefährlichste Flankenbedrohung von Norden selbst geschaffen. Belgien war ja allerdings neutralisiert, doch was wollte das bei seiner zum Teil stockfranzösischen Bevölkerung bedeuten, wenn Frankreich sich von dem Bruche dieser Neutralität die Aufrollung unserer schon auf Paris zustrebenden Front versprechen konnte? Blicken wir doch nur vom Norden nach dem Süden: Italien war viel mehr als nur neutral, war uns durch heilige Bundesbande seit Jahrzehnten alliiert, und doch hat Frankreich es auf seine Seite herüberzuziehen verstanden. Wer wagt da hier noch einen Schuldigspruch?

Der uns ungünstige Ausgang der ersten Marneschlacht brachte zugleich die erste Friktion hervor, den ruckartigen Übergang von der schnellen Bewegung in den Stellungskrieg. Die Frage, ob die erste Marneschlacht auch bei Anwendung aller uns von Clausewitz überlieferten Kriegsregeln hätte verloren gehen müssen, interessiert hier nicht so sehr als die, ob wir nach dem Verlust der Schlacht — den Frieden haben konnten. Und hier gibt es nur ein Nein. In unserem Rücken wußte Frankreich noch die unverbrauchte Dampfwalze der russischen Millionenheere und im Westen begann ja gerade kaum die erste englische Hilfe leise zu wirken. So blieb auch bei Betrachtung der Dinge, wie sie sich heute präsen-

tieren, die Fortsetzung des Krieges damals unabwendbar.

Die Verhältnisse auf dem Balkan nahmen in dem weiteren Verlauf des Kampfes eine Entwicklung an, die niemand vorausgesehen hatte. Neue Lagen, neue Ziele. In der Presse tauchte damals die Ansicht auf, wie der Krieg auf dem Balkan begonnen habe, so könne er auch nur auf dem Balkan beendet werden. Dem zur Verteidigung seiner Grenzen ausgerückten deutschen Volke aber lag das Verständnis für diese Ausdehnung der Kriegspolitik jedenfalls fern und wenn vielleicht auch weniger der Staatsgerichtshof, so wird doch sicher die Geschichte die Frage der Notwendigkeit solcher Verzettelung der deutschen Kräfte noch ernstlich untersuchen müssen. Wie sagt doch Clausewitz? „. . . So geschieht es denn, daß ein schöner Mut und hoher Unternehmungsgeist der Feldherren oft über das Ziel hinausgeraten und also ihren Zweck verfehlen. Nur wer mit geringen Mitteln Großes tut, hat das Ziel glücklich getroffen."

Die Jahre 1915 und 1916 waren von dem Bestreben gegenseitiger Zermürbung der Kampfkräfte ausgefüllt, ohne daß ihre Einzelheiten dem Staatsgerichtshof viel Stoff für seine Untersuchungen geben dürfte. Mit der Erklärung des U-Bootkrieges beginnt eine neue Phase. Halte ich mich wieder an Clausewitz, so kann bezüglich der Einführung dieses weiteren Kampfmittels in den Krieg Tat- und Schuldfrage nur dahin lauten: War diese Waffe so scharf oder konnte sie wenigstens in absehbarer Zeit

so geschärft werden, daß die Vorteile der Einführung dieses Kampfmittels deren Nachteile (offene Feindschaft Amerikas) mit Wahrscheinlichkeit zu überwiegen versprachen? Und beruht es auf Wahrheit, daß gewisse Kreise sich der restlosen Durchführung des U-Bootbauprogramms absichtlich widersetzt haben sollen?

Für die zweite Hälfte des Jahres 1917 werden die Friedensfühlerfragen in erheblicher Weise akut. Ich konstatiere: Im Hochsommer 1917 soll England durch den Vatikan einen von unserer Seite angeblich nicht aufgegriffenen Annäherungsversuch gemacht haben. Im Dezember des gleichen Jahres wurde das offizielle Friedensangebot Deutschlands von den Gegnern zurückgewiesen. Man witterte drüben in diesem Angebot nur ein Falle und wollte volle Klarheit über die Friedensbedingungen. Die Reichsregierung hielt gleichwohl weiter damit zurück. Hier ist zu fragen: Worauf gingen die absichtlich nicht bekanntgegebenen kriegspolitischen Endziele der Regierung damals und auf welche Wahrscheinlichkeitsberechnungen gründete sich die Hoffnung der Regierung, diese Endziele durch ihre weitere Verschweigung selbst um den Preis der Fortsetzung des Krieges sicherer erreichen zu können als durch deren Bekanntgabe?

Es folgt das letzte Jahr des Kampfes und damit die Erörterung des Zusammenbruches selbst. Um mit dem Ende zu beginnen: Die Zahl der Untersuchungen, ob wir bei weiterer Fortsetzung des Krie-

ges über den 9. November 1918 hinaus ihn schließlich doch hätten gewinnen können, ist heute schon ins Legionenhafte gewachsen. Alle diese Versuche rechnen mehr oder minder mit unbekannten Größen und sind daher mehr oder minder müßig. Die Frage ist vielmehr nur die, hätten wir bei weiterer Fortsetzung des Krieges ihn am Ende im selben Umfange verlieren müssen, wie das jetzt der Fall geworden ist. Und wieder ist es Clausewitz, der uns die richtige Richtung zur Lösung dieser Frage weist: Ich zitiere: „Friedrich der Große wäre im Siebenjährigen Kriege niemals imstande gewesen, die österreichische Monarchie niederzuwerfen und hätte er es im Sinne eines Karls des XII. versuchen wollen, er würde unfehlbar zugrunde gegangen sein. Nachdem aber die talentvolle Anwendung einer weisen Ökonomie der Kräfte den gegen ihn verbündeten Mächten sieben Jahre lang gezeigt hatte, daß der Kraftaufwand zur völligen Niederwerfung Friedrichs des Großen viel größer werde, als sie es sich vorgestellt hatten, beschlossen sie den (für Friedrich annehmbaren) Frieden."

Zu dem Ausgangspunkt der Schuldfragen zurückkehrend, können wir diese nun endgültig dahin formulieren: Alle diejenigen, die in schwer fahrlässiger oder gar absichtlicher Weise jene Friktion gesteigert haben, durch die die volle Enfaltung der im deutschen Volke liegenden physischen und psychischen Kräfte verhindert wurde, sind die Mitschuldigen an dem unglücklichen Ausgang des Krieges geworden. Und

wer sind nun diese? Die Antwort hierauf setzt die Beleuchtung der wesentlichsten physischen und vor allem der geistigen Friktionen der 4½ Kriegsjahre voraus.

Ich konstatierte schon: Zu Beginn des Krieges waren die Friktionen gleich Null und die Auspizien für seinen glücklichen Ausgang daher selten günstig. Die immer längere Dauer des Kampfes jedoch, die ins ungemessene wachsende Zahl der blutigen Opfer, die immer fühlbarer werdende Knappheit der Lebensmittel und Rohstoffe, die sich steigernde Besorgnis einer womöglichen Zwecklosigkeit all der bisherigen Opfer sowie das bittere Gefühl, daß sich währenddessen daheim die Kriegsgewinnlerklasse auf Kosten der Allgemeinheit über Gebühr bereicherte, und nicht zuletzt die sich aus der Stagnation des langen Stellungskrieges von selbst gebärenden mannigfaltigen Krankheitsstoffe ließen, um wieder mit Clausewitz zu sprechen, „eine Inertie der breiten Masse aufkommen, die an die Qualitäten der Führer immer größere Anforderungen stellte, um das allmähliche Ersterben der physischen und vor allem moralischen Kräfte des Volkes wieder wettzumachen.“ Und ist da wirklich von oben alles getan worden, „daß sich an der Glut in der Brust unserer höheren Führung, an dem Lichte ihres Geistes die Glut des Vorsatzes, das Licht der Hoffnung aller anderen von neuem entzünden konnte? Nur insoweit unsere höhere Führung dies vermochte, konnte sie weiter über die Masse gebieten und Herr derselben bleiben. Soweit aber das aufhörte, wurde

sie von der Masse zu sich hinabgezogen in die niedrige Region der tierischen Natur, die vor der Gefahr zurückweicht und die Schande nicht kennt."

Die Front hielt und hält auch heute noch zu dem Doppelgestirn Hindenburg-Ludendorff, weil aus deren Worten und Taten der unentwegte Wille, die Riesenlast der Inertie der Masse auf die eigene Schulter zu nehmen, immer wieder von neuem sprach. Die mittlere Führung vom Divisionskommandeur bis zum Gruppenkommando aber, und mit wehem Herzen muß es ausgesprochen werden, die allerhöchste Spitze haben die Front in den ernstesten Lagen oftmals, und gerade zuletzt am Ende, schwer enttäuscht. Hier, und nicht in dem Verhältnis zwischen Frontmann und Frontoffizier klaffte die Kluft. Die mittlere Führung hat sich über „die unzähligen kleinen Umstände, die auf dem Papier nie gehörig in Betracht kommen können und die doch stets so gewichtige Faktoren gewesen sind", viel zu selten durch persönliche Augenscheinseinnahme Belehrung eingeholt. Berauscht durch die Großartigkeit unserer Erfolge war die Generalität, um mit einem auf Napoleon angewandten Worte von Freytag-Loringhoven zu sprechen, mit der Zeit vielfach jener verderblichen Selbsttäuschung anheimgefallen, die sie die Dinge so sehen ließ, wie sie sie zu sehen wünschte, aber nicht, wie sie in Wirklichkeit gewesen sind. Man gebot uns Frontoffizieren immer, nach unten aufzuklären, man gestattete es aber nicht, nach oben ein offenes Wort zu sprechen, und wenn sich doch einmal über die aus dem Rücken nahenden

Sturmzeichen eine warnende Stimme erhob, so wurde diese im Gefühle der eigenen Unfehlbarkeit in den Wind geschlagen oder gar als Unbotmäßigkeit übel vermerkt. Als man dann in der Ratlosigkeit der ersten Novembertage sich doch auf uns besann und mitten in der Nacht einzelne Frontinfanteriekommandeure von den rasenden Autos der Oberkommandos ins Hauptquartier geholt wurden, um einmal unter Ausschaltung der in dem Instanzenzuge gewöhnlich abgeschwächten schriftlichen Stimmungsberichte Auge in Auge über die wahren Verhältnisse der Kampftruppe Aufklärung zu geben, da war es natürlich schon zu spät, hatte das Schicksal bereits unabwendbar seinen Lauf genommen. Man schickte uns theoretische Studien über die Psychologie der vaterländischen Unterrichtsverteilung bis in die Kampflinie hinein, man verabsäumte es aber, die Lehren der Psychologie des Krieges selber oben praktisch anzuwenden.

Wenn mir einfällt, daß der junge Prinz, der sich vor dem Kriege mit dicken Lettern à la suite meines Regiments führen ließ, in den ganzen Jahren des Kampfes nicht ein einzigesmal daran gedacht hat, seine Zugehörigkeit zu meinem Regiment durch einen mehrtägigen Besuch im Schützengraben zu beweisen, wenn Anton Fendrich uns berichten kann, er habe zum ersten Male seit Kriegsbeginn an die Möglichkeit einer schweren Niederlage geglaubt, in jenem Augenblick, als der Oberstleutnant N. im August 1917 im Großen Hauptquartier auf eine leise Einwendung Fendrichs wegen unserer militärischen Lage mit über-

menschlich gestrafftem Gesicht und weitgeöffnetem Auge ins Dunkle wie in irgendeine unbekannte Ferne schrie „Wir haben gesiegt, wir sind Sieger, und wir bleiben Sieger" („Die Kluft" 1919, Seite 22), wenn der gleichnamige Chef der Nachrichtenabteilung kurz vor dem Waffenstillstand in Berlin den versammelten Unterrichtsoffizieren des Generalkommandos erklärt haben soll, der Generalstab habe sich niemals geirrt, wenn jetzt von einem Transport an die Front die Hälfte davonlaufe, so sei das Schuld der Unterrichtsoffiziere; wenn ich in dem Verhandlungsprotokoll der bedeutsamen Sitzung des Gesamtministeriums vom 28. Oktober 1918, in der die Heeresführer unsere Reichsregierung über die vermutlichen Folgen des österreichischen Zusammenbruchs unterrichten sollten, die Nachschrift finde, Staatssekretär Solf habe, als die vortragenden Generale die Sitzung schon verlassen hatten, nachträglich mitgeteilt, General vom G. habe ihm noch gesagt, er habe den österreichischen Abfall vorhin zu schwarz eingeschätzt, da er in dem (den Eindruck seiner Rede entscheidenden) Augenblick übersehen habe, daß wir im Osten und Südosten noch mehrere Armeen stehen hätten".*)

Wenn mir einfällt, daß ein Regimentskommandeur sich immer wieder darum bemühen mußte,

---

*) So wenigstens in den im Auftrage des gegenwärtigen Reichsministeriums von der Reichskanzlei herausgegebenen amtlichen Urkunden mitgeteilt (Seite 159). Die Sache bedarf im Interesse des sonst als sehr fähig und erfolgreich bekannten Generals noch weiterer Aufklärung.

einem höheren Führer den weittragenden Unterschied und die Proportionale zwischen Verpflegungs- und Gefechtsstärke einer Kompagnie auseinanderzusetzen, wenn ich mich der Glossen darüber erinnere, daß ein Divisionskommandeur an einem Großkampftage seinem Adjutanten verboten hatte, nach vorn zu gehen, um nicht, wie die bösen Zungen kommentierten, vor dem Adjutanten im Mutbeweise zurückzustehen, und wenn ich dazu einen Ausspruch Ludendorffs lese, Hauptsache sei, dem Gefühle der Vereinsamung des Frontmannes und des Frontoffiziers den Boden zu entziehen, wenn ich bedenke, daß ich als Gerichtsoffizier einen wahrscheinlich schon von der Heimat aus verderbten Ersatzmann des letzten Jahres, der in tobsuchtsartigen Anfällen jeden Gehorsam verweigerte und in kritischer Kampflage vorne wie ein übelinfizierendes Gift wirken konnte, kaum durch den an die Division gerichteten dringenden Bericht, der Mann sei entweder ein raffinierter Verbrecher oder schwerer Psychopath, vor das Kriegsgericht oder in die Nervenheilanstalt zu bringen vermocht habe, wenn ich auf Grund bestimmter Einzelbeobachtungen meine Berliner Urlaubseindrücke dahin zusammenfasse, schon während des Krieges habe unter den Augen des Kriegsministeriums und stellv. Generalkommandos die allgemeine Wehrpflicht uneingeschränkt nur noch für die gewissenhaften Charaktere gegolten, während sich sehr viele skrupellose, aber im Besitze des nötigen Kleingeldes befindliche Elemente dauernd dem Frontdienst zu entziehen verstanden haben, dann

droht mir vielleicht ebenfalls der Vorwurf der irreführenden Verallgemeinerung, es läßt sich aber doch nur auf diesem Wege des Mosaiks der Einzelfälle der wahre Kern der Friktionen des Krieges und seiner tiefsten Psychologie eruieren. So darf auch ein künftiges Gesamtwerk über den Krieg, sofern es der Wirklichkeit menschenmöglichst nahekommen soll, nicht allein von den Generalstäblern dieses Krieges geschrieben werden, sondern nur unter tätigster Mithilfe derer, die die Friktionen des Krieges im vorderen Kampfgebiete selber miterlebt haben: Zur Erkennung und Auswertung der großen operativen Gedanken eines Krieges kann man, wie Stegemanns meisterhafte Geschichte über den Weltkrieg beweist, alle not-
3 wendigen Materialien fernab vom Schuß am grünen Schreibtisch in einem neutralen Lande zusammentragen. Für ein wirklich lebenswahres Bild geht es aber ohne die Kleinmalereien eines Hesse niemals ab.

Wieder ist Clausewitz hier mein gewichtigster Gewährsmann. Er erklärt in einem, in seinem Nachlaß gefundenen Zettel, sein Werk sei die Frucht vielseitigen Nachdenkens mit beständiger Richtung gegen das praktische Leben in beständiger Erinnerung dessen, was die Erfahrung und der Umgang mit ausgezeichneten Soldaten ihn gelehrt hätten. Und wenn er am Schluß seines Vorwortes auf jenen Größeren hinweist, der statt der einzelnen Körner seines Werkes das Ganze in einen Guß gediegenen Metalles ohne Schlacken geben wird, so kann dieser Größere, wenn

überhaupt, nur aus den Reihen der im Weltkriege durch Selbsterleben wissend Gewordenen erstehen.

Ich komme zur obersten Spitze unserer bisherigen Regierung und zu allen denen, die des Kaisers nun dahingesunkene Majestät früher beraten haben. Obwohl der Beginn seiner Regierung von der in Ungnade verfügten Entlassung Bismarcks beschattet wird, und die Nachlassenschaft eines Marx und Lassalle der kaiserlichen Sonne ebenfalls gefährlich zu werden drohte, ist Deutschland doch gerade unter der Herrschaft unseres Kaisers emporgewachsen, wie kaum zuvor einmal in so kurzer Zeit ein anderes Volk. Ansätze zum sozialen Ausgleich waren gleichfalls vorhanden. So konnte der frühere Reichskanzler Fürst Bülow in der Reichs- 3
tagsitzung vom 20. Januar 1903 den kaiserlichen Willen dahin formulieren: „Es ist die Ansicht des Kaisers und der verbündeten Regierungen, daß es Aufgabe unseres Jahrhunderts ist, die soziale Gesetzgebung auszubauen. Der Kaiser ist davon durchdrungen, daß der Arbeiter gleichberechtigt sein soll mit anderen Ständen und Klassen, und daß diese Gleichberechtigung ihren gesetzgeberischen Ausdruck finden soll". In den folgenden Jahren haben evolutionäre Sozialisten, wie der schon erwähnte Bernhard Otto in seinem „Zukunftsstaat" den Versuch gemacht, der kaiserlichen Regierung die praktische Durchführung des sozialen Willens seines höchsten Repräsentanten zu erleichtern. Das Proletariat verlor aber mehr und mehr die Hoffnung, daß mit den

schönen Absichten wirklich Ernst gemacht würde und Worte wie „mögen die vaterlandslosen Gesellen den deutschen Staub von ihren Füßen schütteln“ wirkten wie eine eisig kalte Brause.

Es kam der Krieg, der, wie hier zum drittenmal betont werden muß, an seinem Anfang alle Schichten des Volkes einig fand. Es fiel das große Wort: „Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur Deutsche“, es wurde die Osterbotschaft des Jahres 1917 verkündet, es wurde, wie Anton Fendrichs jetzt veröffentlichter Schriftwechsel mit dem Admiral von Holtzendorff ergibt, unter dem Zwange der Not daran gedacht, die Verwirklichung der Idee der sozialistischen Monarchie in wohlwollende Erwägung zu ziehen, und doch wie weltfremd ist man oben noch bis zuletzt geblieben, wenn es möglich gewesen ist, daß der im August 1918 telegraphisch nach Wilhelmshöhe gerufene Fendrich von dem Kabinettschef des Kaisers damit empfangen wurde, er komme sicher, um für die Sozialdemokratie ein gutes Wort einzulegen.

Der Novemberwirbelsturm brach an. Der Kaiser ging. Ob auf dringendes Drängen oder aus dem Wunsche heraus, durch den freiwilligen Verzicht auf die Krone dem Vaterlande den blutigen Bürgerkrieg zu ersparen, was weiß ich es. Sein Generaladjutant von Plessen hat sich ritterlich für ihn eingesetzt und den Grafen von Hoensbroech, der den Kaiser öffentlich der Feigheit bezichtigt hat, zum Zweikampf herausgefordert. Ich will mich nicht zum Richter über meinen bisherigen höchsten Kriegsherrn aufzuwerfen

wagen und des Generals von Freytag-Loringhoven Mahnung, nicht ohne Berufung Fragen zu berühren, die an das Höchste gehen, respektieren. Ich blättere nur still in des Generals eigenem Werke über „Die Macht der Persönlichkeit im Kriege", das mir draußen in allen Lagen ein treuer Begleiter gewesen ist, und lasse meine Augen auf folgende, dem Andenken Friedrichs des Großen gewidmeten Zeilen ruhen: „Mit den Worten „als König leben, denken, sterben", hat Friedrich selbst die Richtschnur seines Handelns bezeichnet, und nur bei solcher Denkweise war es möglich, in dem Kampf gegen fast ganz Europa, den er im Falle eines ungünstigen Ausganges nicht zu überleben fest entschlossen war, nicht zu verzagen. Auch hierin zeigt sich Friedrichs grundsätzlicher Unterschied von Napoleon, der den Stolz eines glorreichen Unterganges nicht kannte und nicht nur den Untergang seiner Macht überlebte, sondern . . . . in unwürdiger Weise der Gefahr zu entfliehen suchte".

Es ist müßig zu erörtern, was geschehen wäre, wenn der Kaiser nicht geflohen wäre, sondern sich noch zur rechten Zeit an die Front begeben oder nur auf seinem Posten ausgehalten hätte und dann vielleicht des Kaisers Blut geflossen wäre. Der Anblick solchen Blutes wirkt dazu zu verschieden. Er hätte den Blutrausch der Revolution vielleicht erst recht entfachen, er hätte aber ebensogut die Umsturzgier ernüchtern und ersterben machen können. Wir wissen's nicht und wollen alle, ob Monarchisten oder Republikaner, die Akten dieses unglücklichsten aller Kaiser

ohne Schuldspruch mit der Feststellung schließen, er hat sich selbst am härtesten bestraft, indem er sich zum Weiterleben verurteilte.

Wer auch noch nach der vom Kaiser selbst verfügten Aufhebung des Treueides zu ihm stehen will, möge ihn in das tiefste aller Feldgebete um Kraft einbeschließen:

„Keines Menschen Alltag ist frei von erbärmlichen Stunden,
Alles Menschen Leben ist Kranken und Wiedergesunden,
Doch in der schwächsten Stunde auch flehe ich nicht um mein Leben,
Gott, du kannst es mir nehmen, du hast's mir gegeben.
Eins erfleh' ich im Stande der Schwachheit von dir allein,
Laß die kraftlose Stunde mein letztes Stündlein nicht sein!
Gott, du hast mir noch immer die matten und schlaffen
Stunden zum würdigen Leben umgeschaffen,
Laß mich vom Brote des Lebens nicht feige und unwürdig essen,
Laß in der heiligen Wandlung mich alle durchlittene Schwachheit vergessen."

Wilhelm II. wird den Thron seiner Väter nie wieder besteigen, auch kaum sein ältester Sohn. Ob der monarchische Gedanke in Deutschland damit endgültig erloschen ist, bleibe dahingestellt. Zu denken gibt jedenfalls des Sozialisten Berthold Otto gewichtige Gründe dafür, daß sich die sozialen Ideen niemals unter einer anderen Form verwirklichen lassen sollen als unter einer sozialistischen Monarchie. Zu denken gibt die Ansicht vieler anderer großer Soziologen, daß die Republick mit aristokratischer Spitze die glücklichste Staatsform bedeute. Zu denken gibt endlich der Erfahrungssatz, daß bei den Verschiedenheiten der Menschen eine gewisse Aristokra-

tie mit Notwendigkeit immer vorhanden sein wird und daß es sich nur darum handeln kann, die bisherige Aristokratie des materiellen Besitzes in eine solche der Fülle und der Stärke des Geistes im Denken, Fühlen, Wollen und Handeln überzuleiten.

Im Volke selbst ist die Sehnsucht nach solchem sozialistischen Zukunftsstaat mit aristokratischer Spitze immer wach gewesen. Man war nur mit dem Gottesgnadentum des derzeitigen Repräsentanten nicht zufrieden. Es fällt mir gerade ein, daß sich schon jahrelang vor Ausbruch dieses Krieges eines Tages unter dem Berliner Reiterstandbild Friedrichs des Großen ein Erinnerungsblumengruß mit folgender Widmung befunden hat:

Lieber Fritze steige nieder und regier du Preußen wieder,
Laß in diesen schlimmen Zeiten lieber Wilhelm oben reiten!

Nur ein kleines Genrebild und doch vielleicht ein großes Zeichen unserer Zeit! Befindet sich unter den durch Selbsterleben in diesem Kriege wissend gewordenen Vertretern altfürstlichen Geblüts eine Persönlichkeit, die der Idealgestalt Friedrichs des Großen auch nur einigermaßen ähnlich sieht, so weiß ich nicht, welche gewichtigen Gründe gegen den Rückgriff auf einen solchen prädestinierten Repräsentanten des neuen Volksstaates erhoben werden könnten.

Und nun ihr Führer auf der anderen Seite! Hatte das alte System dadurch gefehlt, daß es durch fahrlässig pflichtwidriges Unterlassen die Friktion des Krieges vergrößerte, so trifft euch bezüglich dieser Vergrößerung der Widerstände der noch

schwerere Vorwurf des **absichtlich** pflichtwidrigen Handelns. Mag jenes Unterlassen der einen dazu beigetragen haben, daß wir den Krieg nicht in dem den großen Anfangserfolgen entsprechenden Maße gewinnen konnten, so hat eure Handlungsweise dazu geführt, daß wir ihn so schlimm haben verlieren müssen. Hättet ihr nicht, wie einer eurer Führer in öffentlicher Versammlung zugegeben hat, seit Januar 1918 den Umsturz systematisch vorbereitet, hättet ihr nicht die Leute, die an die Front hinausgehen sollten, zur Fahnenflucht veranlaßt, hättet ihr nicht eure Hetzer selbst in die Front hineingeschickt, damit sie dort durch falsche Verheißungen eines sofort möglichen glücklichen Friedens die noch guten Elemente mit verderbten und zum Überlaufen anreizten, hättet ihr nicht die Fahnenflüchtigen mit Geld und falschen Papieren ausgestattet und organisiert, dann hätten wir am Ende des Jahres 1918 ganz anders dagestanden und aus den gleichen Erwägungen wie in dem oben angeführten Falle des 7jährigen Krieges wahrscheinlich noch im Winter 1918 einen weit günstigeren Frieden haben können als den jetzigen.

Die Zahl der sich in der zweiten Hälfte des Jahres 1918 unerlaubt von ihrer Truppe fernhaltenden Feldgrauen und sonstigen Drückeberger hat nach zuverlässiger Schätzung über 1 Million betragen*). In

*) Zur Ehre großer Teile der eigentlichen Fronttruppe sei hier übrigens folgendes konstatiert: Es ist nicht wahr, daß in der Zeit der Vorverhandlungen über den Waffenstillstand bereits das ganze Feldheer disziplinlos ge-

der großen Minister-Sitzung am 17. Oktober 1918 hat Ludendorff der Reichsregierung erklärt, schon mit 600 000 Mann würde sich die teilweise in Bewegung geratene Front wieder hinreichend erstarken lassen. Aber hätte man auch nur diese Million unverdorben hinter der Front dafür zur Verfügung gehabt, um die bereits in Angriff gewesene große Antwerpen-Maaslinie und nötigenfalls das noch viele Meilen tief hinter uns liegende Etappengebiet in eine riesige Feldstellung umzuwandeln, so wäre die Entente bei den ungeheuren Kosten des Überrennens solcher Tiefen-Festung aller Wahrscheinlichkeit nach wie dereinst die Gegner Friedrichs des Großen zu einem baldigen wirklichen Vergleichsfrieden veranlaßt worden.

Ihr habt es anders gewollt. In den Reihen der von euch Inspirierten und Verführten hat man mir folgendes anvertraut: Ihr hättet bei manchem den

---

wesen ist. Meine eigene Kampfdivision hatte sich noch Ende August im schweren Ringen zwischen Arras und Cambrai trotz der Übermacht der Engländer nur einige wenige Kilometer abtrotzen lassen und ist dann im November von einem anderen Frontabschnitt aus in bester Ordnung zurückmarschiert. Es mußten gerade bei diesem zirka fünfwöchigen Rückmarsch die härtesten Anforderungen an die Truppen gestellt werden, gleichwohl sind wir aber inmitten unserer Grenadiere von all den Widerwärtigkeiten völlig verschont geblieben, über die uns die Belgier bezüglich der voraus abgerückten Etappenhorden höhnend zu berichten wußten. Es waren eben doch noch lange nicht alle Frontkämpfer der von hinten kommenden Verführung anheimgefallen.

Willen zum Durchhalten mit dem Hinweis darauf gebrochen, daß es garnicht im Interesse der Arbeiterschaft liege, wenn Deutschland siege, daß im Gegenteil bei dem mangelnden Verständnis des bisherigen Regierungssystems für die berechtigten Forderungen der Arbeiter im Falle eines glücklichen Ausganges des Krieges zu fürchten sei, die Reaktion und der Hochmut bei den rechtsstehenden Parteien werde ärger denn je werden. Solche Befürchtung hatte nun aber im Jahre 1918 schon mindestens deshalb keine Berechtigung mehr, als es sich für uns gar nicht mehr um den Sieg, sondern lediglich darum handelte, einen leidlichen Verständigungsfrieden zu erhalten. Zudem hättet ihr auch abwarten müssen, bis die
3 Front wiederkehrte und selber revolutionieren würde. Man wende auch nicht etwa ein, ohne die Revolution wäre schließlich alles wie früher geblieben und die Jungen wieder in die Fehler der Alten zurückverfallen. Dazu steht die Erfahrung dieses Krieges viel zu sehr als warnendes Menetekel noch vor den Augen späterer Geschlechter, dazu haben wir Offiziere der Reserve zu tief in das militärische Getriebe hineingeschaut, um nicht dessen aktiven Funktionären Grenzen und Maße im Rahmen des Volksganzen zuweisen und etwaigen Übergriffen mit Entschiedenheit entgegentreten zu können, dazu hat, um Clausewitz ein letztes Mal zu zitieren, der Verlauf des Krieges zu sehr die Wahrheit dessen bewiesen, „daß der Krieg nur ein Instrument der Politik ist, er muß notwendig ihren Charakter tragen er muß mit

ihrem Maße messen; die Führung des Krieges in seinen Hauptumrissen ist daher die Politik selbst, welche die Feder mit dem Degen vertauscht, aber darum nicht aufgehört hat, nach ihren Gesetzen zu denken.“

Ihr habt nicht abwarten können, und so ist denn die Frucht, mit der sich nach der Lehre eines Marx unser deutsches Gemeinschaftsleben schon lange schwanger trug, zur Unzeit und ohne Assistenz der Besten der Nation, die währenddessen draußen standen, nur unter der Patenschaft feldgrauer Fahnenflüchtiger und russischer Helfershelfer geboren worden und dabei kaum etwas anderes als ein Wechselbalg herausgekommen.

Und auch noch heute wollen viele von euch, vom Geiste eines Wrobel verführt, die draußen wissend Gewordenen absichtlich niederzuhalten versuchen. Der neue republikanische Führerbund hat die Ausschaltung aller bisherigen Offiziere, also auch der vielen frontgedienten, ausdrücklich auf sein Panier geschrieben.*)

Ihr drängt auf sofortige Abschaffung der Militärgerichtsbarkeit, ohne euch von uns darüber

*) Mein eigener Regimentskommandeur, der, wie ich draußen in monatelanger engster Arbeits-, Wohn- und Tischgemeinschaft beobachten konnte, trotz seiner manchmal etwas rauhen Außenseite das Herz stets auf dem rechten Fleck hatte, der von seinem Pour le Mérite mehr als einmal geäußert hat, ich trage ihn für meine Genadiere, hat es jetzt als Bezirkskommandeur erleben müssen, daß seine Untergebenen ihm ein Mißtrauensvotum erteilten und die Niederlegung

belehren zu lassen, daß unter den Kriegsgefangenen, die demnächst wiederkehren, sich Hunderte notorischer Überläufer befinden, an deren Zunge, die dem Gegner die Einzelheiten unserer Stellung verriet und das wohlgezielte Artilleriefeuer auf uns dirigierte, noch ungesühntes deutsches Blut in Menge klebt. Ihr suchtet durch den Hinweis, daß fortan wirklich „freie Bahn dem Tüchtigen“ gelten solle, auch die der Gewaltsamkeit der Umwälzung abholden Elemente des Volkes mit den Geschehnissen auszusöhnen und erklärt jetzt, wo ihr euch im sicheren Besitz der Macht wähnt, unverhohlen, jenes Versprechen der freien Bahn habe nur für den Parteigesinnungstüchtigen Gültigkeit. Ihr gebt uns eine Verfassung, die aus eurem altunbewährten Parteihader heraus entstanden ist, ohne die Millionen jüngerer Frontsoldaten, die doch mit ihren Kindern nach dieser Verfassung leben sollen, kaum auch nur angehört zu haben.

Frage ich mich noch, wer jene negativen Führer sind, so sucht mein Blick sie wieder vergebens unter den draußen durch Selbsterleben wissend Gewordenen. Ich finde sie aber auch nicht unter denjenigen,

---

seines Amtes indirekt veranlaßten, weil — er in dem Bezirkskommando die gleiche Zucht und Ordnung einzuführen versuchte, die draußen seinen Stab vorbildlich ausgezeichnet hat. Er ist trotz seines adligen Namens niemals ein Reaktionär gewesen, könnte man sich aber nach seinen letzten Erfahrungen wundern, wenn er nach dem Krückstock eines Friedrich des Großen Umschau hielte?

die in dem oben mitgeteilten Feldpostbriefe als Sehnsuchtsideal der Front so schön umzeichnet sind: „Führer im Frieden, die ihr Ziel, die Größe und Verantwortung ihrer Aufgaben kennen, Opfer von uns zu fordern den Mut haben, die für ihre Überzeugung eintreten, denen die innere Stimme ihres Gewissens mehr sagt, als äußere Anerkennung.“ Mir kommt dabei noch das in den Sinn: Ein zufriedenes Volk braucht keine Demagogen, und darum liegt einer gewissen Klasse Menschen, die ihrer Naturanlage nach nur negativ sein können und daher in einem zufriedenen Volkswesen brotlos werden würden, daran, die Klassengegensätze weiter zu schüren, um sich auf diese Weise bei der geistesarmen Masse als Führer unentbehrlich zu machen.

Und wieder schauert's vielleicht im Innern manches also Irregeführten wie vor eines Mephisto bösem Judaskuß.

3 Teil

## Wie es anders kommen kann.

Aber vielleicht hat das alles so kommen müssen und sind im Werden der Weltgeschichte auch diese Irrungen notwendige Kettenglieder der Entwicklungsfolge gewesen. Und darum tritt die Frage, warum es so gekommen ist und wer die Schuld daran zu büßen hat, vor der zurück, wie es wieder anders werden kann und wer dazu die Wege bahnen soll.

Zieht man das bisherige Fazit der seit dem Umsturz verflossenen neun Monate, so drängt sich das Ergebnis auf, daß die Umwertung aller Werte bei der Entwertung aller stehen geblieben ist. Und auch künftighin drohen die Niedergangsinstinkte Herr über die Aufgangsinstinkte bleiben zu wollen. Trotz des abschreckenden Beispiels des russischen Nachbarn, der nach dem Waffenstillstand um den Preis von Not und Tod weiterer ungezählter Tausende den Irrwahn des Bolschewismus gegenwärtig praktisch ad absurdum demonstriert, scheuen in unserem eigenen Vaterlande dunkle Gewalten nicht davor zurück, angesichts des kaum geschlossenen Millionenmassengrabes

des großen Völkerringens zu dem noch schrecklicheren Bürgerkrieg aufzurufen und so die deutsche Eiche ihrer letzten Wurzeln zu berauben. Was die gegnerische Welt durch Waffengewalt über vier Jahre lang nicht vermocht hat, der von den negativen Verführern gepredigte Spartakismus rüstet dazu, es doch noch zu vollbringen: Beharren wir weiter auf dem bisherigen Wege des passiven Nihilismus, so wird der Entente-Imperialismus in dem kommunisierten Mitteleuropa sich bald ohne Schwertstreich einen festeren Thron als den freigewordenen kaiserlichen zu errichten und uns und unsere Kinder mit Lebensbedingungen zu umgeben wissen, die den heute nur mit knapper Pferdelänge durch die Übermacht der Massen und des Materials im Bunde mit dem inneren Feind errungenenTriumph verewigen und von der goldenen Freiheit des neuen Volksstaates nichts übrig lassen werden als jenes Talmigold der neuen deutschen Fahne, durch dessen Einwechslung unsere irregeleitete deutsche Seele jetzt in einem hoffentlich letzten Taumel dem uns aufgezwungenen Verkauf der deutschen Zukunft den freiwilligen Verrat der deutschen Vergangenheit an die Seite gesetzt hat.

Vor solchem Schicksale kann uns nur eins erretten, der feste Wiederzusammenschluß aller derer, die sich draußen bis zuletzt die deutsche Treue gehalten und dem Gegner nur auf Befehl den Rücken gewiesen haben. Hat uns die Entente in Angst, das deutsche Volk könnte sich einmal dagegen erheben, eine inter-

alliierte Ausbeutekolonie zu bleiben, die allgemeine Wehrpflicht auch genommen, so vermag sie doch mit keinem Mittel zu verhindern, daß wir von dem System des allgemeinen körperlichen Wehrzwanges zu dem des allgemeinen geistigen Wehrwillens übergehen. Es steht geschrieben, daß alle Fortschritte des Menschengeschlechts auf der Umwandlung von Angst in Liebe, von Zwang in Willen beruhe. So laßt uns denn, ihr frontgedienten Kameraden, unter Abkehr von dem bisherigen passiven Nihilismus und seinen negativen Propheten zum Wiederaufbau der inneren Front eine neue große Mobilmachung der Willen unternehmen. Habt ihr Mannschaften uns draußen die körperlichen Deckungen gegraben, so wollen wir Führer euch jetzt drinnen die geistigen Deckungen zu errichten suchen, an denen die welsche Gier und aller Terror von links oder rechts zerschellen soll. Sind wir ehemaligen Frontsoldaten im Willen einig, so wird alle innere Selbstzerfleischung Deutschlands ihr schnelles Ende finden und dann unser 60-Millionenvolk auch durch die stärkste Entente cordiale nicht in Knechtschaft gehalten werden können. Wir wollen nach innen für eine gerechtere Verteilung der Arbeitsprodukte eintreten und nach außen in Erfüllung des Friedensvertrags wiedergutmachen, was in unseren Kräften steht. Aber wir wollen uns mit der ganzen Macht des Geistes dagegen versperren, daß unser schon an sich infolge der über vierjährigen Wertevernichtung des Krieges krankgewordener Wirtschaftskörper durch gewaltsame Eingriffe von innen und

Dauerschröpfungen von außen weitere Schwächungen erfährt, unter denen noch unsere Nachkommenschaft bis ins dritte und vierte Glied zu leiden haben würde. Und darum stehet alle, ihr Frontmannschaften und Frontoffiziere, ihr Frontinvaliden und ihr Frontsoldatenhinterbliebene einmütig auf und stabilisiert euch in der schlimmen Heimsuchung der Gegenwart zu einem unerschütterlichen Fels von Bronze. Wem aber von euch dieser vorgeschlagene Übergang vom allgemeinen Wehrzwange zum allgemeinen Wehrwillen zu kriegerisch ertönt, der möge sich den Übergang von der allgemeinen Wehrpflicht zur allgemeinen Mehrpflicht als neues Motto erwählen: Mehr Schaffensfreude, mehr Zufriedenheit, mehr gegenseitiges Verständnis, mehr eigene Erkenntnis, mehr Duldung, mehr Selbstzucht, mehr Vertiefung, mehr Wahrheit, mehr Anstand, mehr Takt, mehr Liebe und noch ein vielfach anderes Mehr, das ist das eherne Gebot des Tages.

Glaubt mir, ich und mancher andere nachdenklich gestimmte Kamerad könnte mit unserem geistigen Rüstzeug genug erwerben, um ohne materielle Sorgen unter Einhaltung des anbefohlenen Achtstundenarbeitstages den Rest des kurzen Erdenwallens in bescheidenem Genusse still zu verleben. Aber die quälende Sorge um die Zukunft unseres Vaterlandes läßt uns auch in unserer dienstfreien Zeit keine Ruhe finden. Wir draußen reif gewordenen Juristen wollen euch ja gar so gern ein geläutertes freieres Recht entgegentragen. Die entsetzliche Friktion, die uns den

Krieg in solcher Weise hat verlieren lassen, steht aber unserem Streben mächtig dawider. Von den Führern gilt seit den Novembertagen nur der, der die Masse zu umschmeicheln weiß, die Masse selber aber taumelt innerlich haltlos geworden in autosuggestivem Dämmerzustande dahin: Die 4½ Jahre lang der väterlichen Zucht entbehrende Jugend empfängt in sexuellen Aufklärungsfilms ihres Lebens Weihe und entbehrt, mit falschen Schlagworten vergiftet, jedes Gefühls dafür, daß Macht Pflicht, Freiheit Verantwortlichkeit bedeutet. Mit Entsetzen sieht der Jugendstrafrichter die Kriminalität der Halbwüchsigen und Kinder ins uferlose anschwellen. Und die Erwachsenen? Ich habe während der Berliner Unruhen als Kriegsgerichtsrat Gelegenheit gehabt, in die Psyche von Hunderten wegen Aufruhrverdachtes Inhaftierter hineinzuschauen. Nur ganz wenige aller sozialen Empfindungen entbehrende Verlorene fand ich darunter. Manchen, um den man weinen könnte, mit ihm in solcher Situation zusammentreffen zu müssen. Kaum einen, dessen Wille zum Nichts in der harten Schule der Großkämpfe geboren worden ist. Die meisten auffallend unorientiert über die einfachsten staats- und wirtschaftspolitischen Vorgänge, sobald nur das Parteilatein zu Ende ging. Bisweilen stieß ich auf die Ansicht, der deutsche Proletarier dürfe, wenn er der Errungenschaften der Revolution nicht wieder verlustig gehen wolle, seine Arbeit erst dann wieder in ganzem Umfange aufnehmen, wenn die jetzt noch bestehenden Unterschiede zwischen arm und reich völlig

ausgeglichen seien. In den Kreisen der Besitzenden hört man merkwürdigerweise jetzt manchmal ebenfalls die Meinung äußern, die verblendete Masse müsse den allgemeinen Bankerott erst noch am eigenen Leibe erleben, bevor sie für Vernunftgründe und vollproduktive Arbeit wieder zu haben sei. Beide Deduktionen gehen fehl. Die Ausführung eines solchen Experimentes ergäbe einen Berg von Scherben, auf dem selbst ein Gott nicht mehr Frucht zu ziehen vermöchte. Neben jedem auf solche Weise zur Strecke gebrachten einzelnen Großunternehmer lägen tausend mitverkommene Arbeiterskeletts und über all diesem aufgehäuften Elend kreisten als unersättliche Aasgeier jene, die ihr Vermögen bereits jetzt in das Ausland gerettet haben, um nicht, wie sie vielleicht in geheucheltem Sozialismus vorgeben, durch einen greifbaren Besitz die Begehrlichkeit des Nächsten aufzureizen.

Wir tun uns immer so sehr viel gut auf unsere deutsche Bildung. Das gegenwärtige Chaos beweist aber zur Evidenz, daß sie bei den meisten im Grunde doch recht flach ist. Nicht nur unter den Handarbeitern. Und die des Gemütes fast noch mehr als die des Verstandes. Vornehmlich die Verschiedenheit dieser geistigen Qualitäten aber trennt die Menschen mehr als die der materiellen, und gerade in unserer übermaterialistischen Zeit gilt mehr denn je der Satz, daß sich nur der Geist in Brot für alle wandeln kann; der Geist, nicht wie er heute noch die Einzelwillen scheidet, im Nächsten nur den Gegner wittert und in zehrender

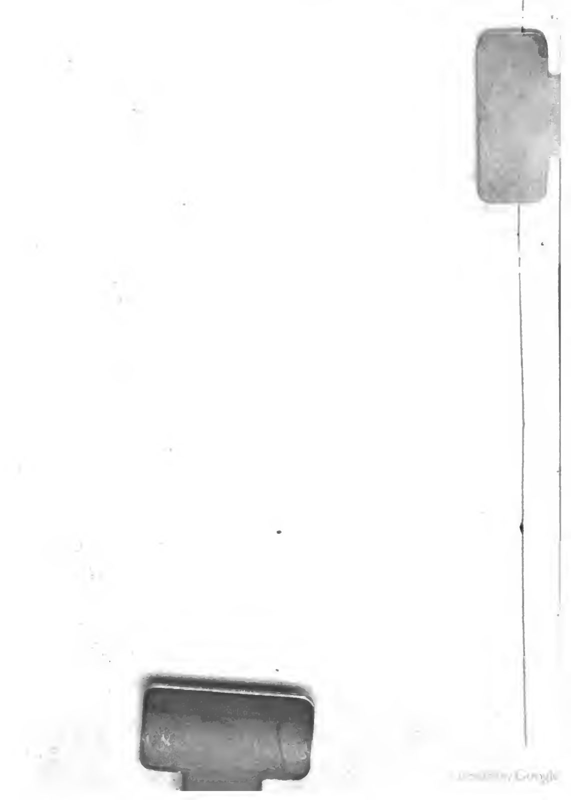
Unproduktivität verharrt, sondern der Geist des verbindenden Wollens und reibungslosen Zusammenwirkens, der Geist, der in dem Streben nach gemeinsamer Bedürfnisbefriedigung die Zwecke der Einzelnen als Mittel für einander zu verknüpfen weiß.

Schob man dem früheren Obrigkeitssystem manchmal das Prinzip unter, es handle danach, daß ein dummes Volk sich leicht regiere, und pflegte dieser Grundsatz von seinen Gegnern mit dem Schlagwort „frommer Volksbetrug von oben" gegeißelt zu werden, so hört man jetzt ebenso oft vom „unfrommen Volksbetrug von unten" sprechen. Beide Übel können nur durch die geistige Selbstmündigkeit und eigene Urteilsfähigkeit des Einzelnen behoben werden. Der Weg zu solcher allgemeinen geistigen Verselbständigung läuft durchaus konform mit dem der oben angeregten allgemeinen Willenseinigung. Es liegt in aller Leser Hand, sie beide in eins zu wandeln. Die Form, unter der sich diese neue geistige Mobilmachung verwirklichen soll, bleibe noch unerörtert, damit nicht die Entente sie im Keime ersticken kann, so wie sie jetzt die verfrühte Veröffentlichung der Details unserer inneren Finanzpläne bereits dazu benutzt, für sich Kapital hieraus zu schlagen. Stelle sich ein jeder zunächst auf diese Gedanken ein und beweise er seine Zugehörigkeit zu dem vorläufig noch unsichtbaren neuen Bund dadurch, daß er sein Tagewerk mit doppeltem Eifer, aber ohne den bisherigen Stachel gegen seine Mitmenschen erfüllt. Die Ausschaltung dieses bisherigen Stachels birgt zugleich den Anfang zur

Lösung der ganzen sozialen Frage in sich. Zu ihr führt uns kein noch so klug ersonnenes Neusystem, der Weisheit höchster Schluß liegt vielmehr auch unter den heutigen komplizierten Wirtschaftsverhältnissen lediglich darin, daß die Menschheit bei ihrem zielgleichen Streben nach bestmöglicher Befriedigung ihrer Bedürfnisse den bisherigen Weg der gegenseitigen Bekämpfung verläßt und zu dem der gegenseitigen Unterstützung übergeht.

Gelingt es dem deutschen Volk als erstem in der Welt, den Willen zu diesem Systemwechsel Gemeingut aller werden zu lassen, dann wird das Blut all der Millionen gefallener und verstümmelter Mitmenschen doch nicht umsonst geflossen sein, dann datierte die Geschichte einer fernen Zukunft auf den scheinbaren Wirrwarr unserer Gegenwart doch den Beginn des goldenen Zeitalters der Menschheit, dann winkte der Voraussage jener Visionäre, die aus der Gärung der deutschen Revolution sich die Hefe zu einer allgemeinen Weltevolution herauskristallisieren sehen, wunderbare Erfüllung, dann endlich wird die große Revisionsinstanz des Weltgerichtes das über die deutsche Seele heute in dem Versailler Friedensdokument gefällte Urteil, „sie ist gerichtet" in ein „sie ist gerettet" umzuwandeln wissen.

---




89100053511
b89100053511a


1883